

Nr. 200. Bromberg, den 2. September 1931.

Altaich.

Eine heitere Sommergeschichte.
Von Ludwig Thoma.

(21. Fortsetzung.)

„Och neun — Xaver! Du mußt mich nich so am Kinn fassen . . . Da habe ich immer schwarze Flecken vom Eisens . . . staub . . ."

„Dafür bist d' da Schatz von an Schlossa . . ."

„Das sagst du nu so . . . ich bin dein Schatz. Aber wenn ich fort bin, denkst du nich 'n lütten Augenblick an mich . . ."

"Allawei denk' i an di . . ."

„Du mußt mir auch jeden Tag eine Postkarte schreiben."

„Jed'n Tag? . . . Also . . . is recht! Nacha schreib i dir jed'n Tag. Aba jetzt genga ma an Berg abi. Da herob'n kunnt wer daher kemma."

Sie gingen eng verschlungen den Weg hinunter, und wo es dunkler und heimlicher wurde, ließ sich Stine Jeep schwarze Flecken am Kinn und auch sonst wo Quetschungen gefallen.

„Doch neun!" sagte sie aber, „du darfst nich denken, ich bin wie die Mädchen hierzulande. Die s . . . stehen doch auf einer so niedern Bildungss . . . stufe!"

„Da hock di her auf d' Bank du G'schoserl- du liabs!"

„Xa—veer!"

„An ganz'n Tag hon i Zeitlang g'habt nach dir. Allaweil hon i denkt, wenn 's no scho Feierabend waar! Hast d' aa 'r an mi denkt, du Mellete?"

„Och . . . wie du s . . . sprichst!"

„I sag da 's pfeigrad, so hat ma no koani g'fall'n als wia du."

„Du darfst mich aber nich verwechseln mit den Mädchen hierzulande!"

„I vawechsel di scho net . . ."

So wie Stine ihren Mund frei hatte, wollte sie immer wieder ihre bessere Art beweisen.

„Die Mädchen hier sind so leichtsinnig," sagte sie. „Die denken sich gar nichts bei, wenn sie in Schande kommen. Ochott, wenn ich denke, wenn das bei uns geschieht! Rieke Petersen, die mit Schmitts Karl ging, bekam ein Kind. Da war Unglück im Hause, das kann ich dir nur sagen."

„Is aa z'wider . . ."

„Aber die Mädchen hier denken sich gar nichts bei . . ."

„Ja — mei!"

„Wenn ich denke, wie doch meine Mutter s . . . strenge mit uns war! Ich durfte nich auf der Straße mit den Jungens tollen. Gleich kam sie und rief immerzu: „Stinchen! . . . Stinchen! Nich so wild!" Da wurde man doch ganz anders erzogen . . ."

Xaver hörte unter der Haselnußstaude nicht auf die Stimme der Bildung. Er war so keck und siegermäßig, daß auch das Mädchen von dortzulande liebreich wurde.

Auf dem Heimweg hing es sich in den Arm des Trauten und redete vernünftig darüber, wann und wo man wieder Gelegenheit finden könne, so leichtsinnig zu sein, wie die Mädchen hierzulande.

Viele Frösche quakten hinter ihnen her, und in den Büschen hinter der Mühle lachte ein Waldkauz.

Elftes Kapitel.

Es traf sich an diesem Abend, daß der Ertlmüller mit dem Bäckermeister Staudacher ein Geschäft abzumachen hatte. Darnach verhielt er sich noch etwas unter der Ladentür, weil gerade etliche Leute von der Bahnstation hereinkamen, unter ihnen der Schlosser Hallberger, der stehen blieb und mit ihm ein paar freundliche Worte tauschte.

Martin redete noch mit ihm, als ganz zuletzt ein sonderbarer Mensch daher kam, den man wegen seines schwankenden Ganges für betrunken halten konnte.

Er blieb zuweilen stehen und drehte sich schwerfällig nach allen Seiten um, als kämen ihm in seinem Zustande die gewöhnlichsten Dinge seltsam vor.

Mit der rechten Hand trug er einen mit Ölflecken beschmierten Koffer, über den drohend ein großes Harpuneneisen hinausragte, das mit derben Stricken darauf verschnürt war. In der linken trug er ein mit Wachsleinwand umwickeltes Paket, an dem zwei riesige Boxerfäustlinge baumelten. Der Mann war hochgewachsen, hager und hatte fast übermäßig breite Schultern; aus seinem verwitterten Gesichte blitzten ein Paar scharfe Augen den Schlosser Hallberger an und blieben auf dem Ertlmüller haften.

Dabei verzog sich sein Mund, in den eine Stummelpfeife geklemmt war, zu einem verlegenen, gutmütigen Lachen, und Martin fühlte sich bei dem Anblick sonderbar bewegt.

Der Fremde stellte den Koffer auf die Straße und lüftete seinen Schlapphut.

„Hallo!" sagte er mit einer Baßstimme, die auch im leisen Anschlag dröhnte . . . „Ist das nicht der Martin Oßwald?"

Der Ertlmüller trat näher und wußte nicht, warum sein Herz schneller klopfte. „Der Oßwald bin ich", sagte er.

„Kennst du deinen Bruder Michel nicht mehr?"

„Den . . ."

Aber da lag er schon an seiner Brust und schlang den Arm um seinen Hals.

Michel ließ das Paket und die Boxerhandschuhe fallen und nahm den Stummel aus dem Mund, denn er mußte dem alten Kerl einen Kuß geben.

Wie's geschehen war, nahm er die Pfeife wieder zwischen die Zähne und faßte den Bruder an den Schultern und hielt ihn vor sich hin, um ihn richtig anzuschauen.

Da fand er Zug um Zug den Vater, und doch wieder den schmächtigen jungen Mann, von dem er Abschied genommen hatte. Das Gesicht treuherzig wie je, und doch wieder verändert, ein Zeichen, daß auch in der Heimat die Jahre ihre Arbeit getan hatten.

Michel mußte eine starke Rührung niederkämpfen, denn sie zu zeigen, stand einer alten Blaujacke nicht an.

Er ließ seinen Bruder los und rief ein paarmal mit heiserer Stimme „Hallo!" und spuckte kunstgerecht im weiten Bogen aus.

Dabei zog er bald das eine und bald das andere Bein in die Höhe, schob seinen Hut zurück und rieb sich heftig die Stirne.

Martin war von tiefer Erregung blaß geworden.

Er wiederholte immer die Worte: „Der Michel! Wie kann's sein?"

Jetzt trat Hallberger heran.

„Kennst d' dein alt'n Schulkameraden nimmer? An Schlosser Karl?"

„Der Karl? Der in Mühlbach g'fallen is?"

„Und den du rauszog'n hast . . . freili . . ."

„Und der dem alten Lehrer Sitzberger das Fenster . . ."

„Eing'schmissen hat. Jawoi, dös bin i . . ."

Da kam Michel über seine weiche Stimmung weg. Er lachte laut und schüttelte Hallberger die Hand; und so hart die Finger des Schlossers waren, dem Michel seine waren härter.

„Als wenn ma d' Hand in an Schlageis'n drinna hätt'", erzählte Hallberger hinterher.

„Komm jetzt heim . . ." sagte Martin.

Und das Wort ging Michel an wie eine Liebkosung!

Heim!

Er hatte sich's oft gesagt in schlechten Tagen, er war damit eingeschlafen und war damit aufgewacht.

Es war ein Wort, das Schmerzen linderte und wieder alle Freuden in der Welt draußen leer erscheinen ließ. Es tat einem so wohl, als striche einem Mutterhand die Haare aus der heißen Stirne, und als verspräche einem die liebste Stimme auf Erden Ruhe und Sicherheit.

Michel nahm Koffer und Paket auf; er litt es nicht, daß ihm der Bruder half.

Sie gingen weg, und der Hallberger und der neugierige Bäck schauten ihnen nach.

„A Bruder vom Ertlmüller?" fragte Staudacher. „Ja, was sagst da? Vo dem hab' i no nia nix g'hört . . ."

„Du bist aa no net lang hier . . ."

„No, allawei scho neun Jahr; aber daß koa Mensch davo g'red't hat?"

„Is halt d' Sprach' net drauf kemma . . . und glaabt hamm ma so scho lang, daß da Michel tot und begrab'n is."

„So was! Und daß so oana, der wo do in guate Vahältnis war, weggeht? Auf a Schiff! Und wia 'r a ausschaugt!"

„Älter halt . . ."

„Na . . . na! Der hat was an eahm, was zum Fürcht'n is . . . wia 'r a Seeräuber oder a Gschlafenhandler . . ."

„Da Michi? Du red'tst scho g'scheit daher!"

„I sag' ja g'rad, wia 'r a mir vorkimmt. I hab' a Büachi, da san so G'schicht'n drin von Gschlafenhandler, de wo de Schwarzen g'fangt hamm und hamm s' auf Amerika übri bracht . . . und Bilder san dabei. De schaug'n g'rad a so aus . . ."

„Laß da sag'n, bessa woaß 's koana wia 'r i, was dös für a braver Kamerad is. Von selbigs mal her, wia 'r i als Bua in Mühlbach einig'fall'n bi. Koa Mensch umadum, bloß da Michi. Aba der springt nach, dawischt mi bei die Haar, und koane zwoa Zimmaläng' vom Rad weg kimmt er a Staud'n z' packa und ziahgt mi raus. Und wia mei Vata mit mir in d' Mühl' abi is zum Bedank'n . . . hat da Michl gar net dergleich'n to. A weng g'lacht hat a in da Verlegenheit, und wia 'r i 'n voring g'sehg'n hab, da hat er aa a so g'schmunzt, genau so . . . daß mir d' Erinnerung kemma is an de selbige Stund' . . . ."

„No freili . . . Du woaßt ja da mehra, aber unseroans hat bloß den Eindruck a so . . . Wild schaugt er scho aus, mei Liaba!"

*

Auf dem Marktplatze staunten die Leute, als sie neben dem Ertlmüller den breitspurig schreitenden Mann erblickten, und dazu die hin und her baumelnden Boxerhandschuhe und die drohende Harpune.

Natterer, der vor seinem Laden stand, vergaß vor Überraschung zu grüßen.

Er ging den beiden etliche Schritte nach.

„ . . . Herr Oßwald! Entschuldigen an Aug'nblick, Herr Oßwald!"

Martin hörte ihn nicht.

Er schaute seinen Bruder an, der mächtige Rauchwolken rechts und links hinaus blies und die alten Häuser musterte, die genau so behäbig aussahen wie vor vielen Jahren, unbekümmert um Zeit und Geschehen und um die Menschen, die als Kinder Schusser an ihre Mauern warfen, als Heranwachsende tuschelnd hinter den Ecken standen und später mit Gepränge herein kamen, neue Möbel aufstellten und wiederum Kinder kriegten. Die einen kamen, die andern gingen, und so oft auch ein Sarg hinausgetragen wurde, es waren immer wieder Leute da, und alles war immer das gleiche.

Einmal lag Schnee auf den Fenstergesimsen und auf den steinernen Kugeln der Treppensäulen; ein andermal zerging er, und das Wasser schoß gurgelnd aus den Dachrinnen, und wieder einmal wirbelte der Wind dürre Blätter von den Bäumen am Marktbrunnen herüber.

Wenn man das lange genug gesehen hat, weiß man, daß sich nichts ändert. Bloß die Menschen glauben, es komme und gehe und wachse und zerfalle alles mit ihnen.

Aber der Michel war doch so froh um diese Dauerhaftigkeit!

Wenn man große Inseln, auf denen man war, hinterdrein nicht mehr gefunden hat, weil sie im Meere versunken waren, wenn der Erdboden unter einem ins Wanken gekommen ist, dann sieht man mit Wohlgefühl, daß der Prellstein am Sattler Schenerlhause noch genau dort ist, wo er war, und daß in der Auslage beim Konditor Roichl immer noch die bunten Schachteln mit Mandeln und Feigen liegen und die Apfelkuchen auf zierlich gerändertem Papiere.

Das läßt einen glauben, daß man nur geträumt habe und daß man nun aufgewacht sei im weichen Federbette der Heimat.

Als sie den Berg hinuntergingen und das Wasser rauschen hörten, blieb Michel stehen.

Sein Gesicht, in das scharfe Falten wie mit dem Messer geschnitten waren, wurde ernst, als er sagte: „ . . . Unser Bach!" Er setzte sich aufs Geländer und horchte auf die Musik, die sein Singen in Kindertagen begleitet hatte.

Aus dem Brüllen der Brandung, aus den Tierstimmen im Tropenwald hatte er sie herausgehört, aus weiter Ferne herüberklingend. Nun war sie da; so nah wie in der glücklichen Zeit.

Martin stand schweigend neben ihm.

Nach einer Weile gingen sie weiter. Es war dunkel geworden, und als sie zur Brücke kamen, blinkte ihnen ein Licht entgegen.

„Unser Wohnstuben", sagte Martin.

Da blieb Michel stehen und setzte den Koffer nieder.

„Ich hab' zwei Meinungen", sagte er. „Es ist schon Nacht, und dei Frau weiß nix . . . es wär' g'scheiter, wenn i erst morg'n in der Früh' . . ."

„Was fallt dir denn ei? D' Margaret freut sich g'rad so wie ich . . ."

„Wenn i beim Tag komm und sag' grüß Gott und so . . . aber in der Nacht . . ."

„Komm!" sagte Martin und wollte den Seemann, der es mit der Angst kriegte, vorwärts drängen.

Aber der Michel war nicht leicht von seinem Platz wegzurücken.

„I hab' zwei Meinungen," sagte er. „Jetzt bei der Nacht . . ."

„Was soll denn d' Margaret denk'n, wenn du wegen ihr wegbleibst?"

„Ich komm ja morg'n früh . . ."

„Geh, Michel! Sie is herzensgut und brav . . ."

„Grad die Braven . . . schau! Die wollen Ordnung hamm . . . Was is denn dabei? I hab' viele Jahr lang in kein Bett g'schlaf'n . . ."

„Komm!" drängte Martin.

Michel schob den Hut zurück und rieb sich die Stirne.

„Mit den Frauenzimmern," sagte er, „muß man Obacht geb'n. Wie ich in Australien war, bei Cooktown herum, ich hab's auf den Goldfeldern probiert, aber es war nix, und da bin ich so noch im Land blieb'n zum Wallabieschieß'n und so, aber dös g'hört net daher . . . Und da war der Tom Scanlan, ein Irischer. Mit dem war ich drauß'n, und mir jag'n da auf die Skrub Wallabies, dei sin so wie kleine Kängaruh, aber das g'hört net daher. Und der Scanlan sagt zu mir, daß ein Freund von ihm, der Tom Duffie, in der Näh' seinen Camp hat, und wir können hingehen, sagte er, und so. Und wir geh'n hin, und Duffie sagt

zu seiner Frau, sie soll noch zwei Gäns abtun, und sie tut sie ab und war alles recht. Aber in der Nacht wach ich auf und hör, wie die Alte über den Tom Duffie hergeht und ein langes Garn spinnt, ob das eine Manier is, wenn zwei bei der Nacht daherkommen . . ."

Michel redete nicht fließend in einem hin; er saugte an seiner Pfeife und stieß Rauchwolken aus, und wenn er sagte, daß es nicht her gehöre, ging seine Stimme in undeutliches Murmeln über, und er spuckte in weitem Bogen aus.

Wie er fertig war, legte er seine Hand auf Martins Schulter, um durch einen festen Druck seine zwei Meinungen zu bekräftigen.

Martin war es beim Zuhören eigen zu Mute.

Er horchte mehr auf die Stimme wie auf die Worte; und weckte manches mit seiner Treuherzigkeit die Erinnerung an vergangene Zeit, dann kam wieder Ungewohntes dazwischen, und diese Mischung von vertraut und fremd fein griff ihm seltsam ans Herz.

Nun sagte er:

„Michel, glaubst du denn, ich könnt' am Tisch sitzen unterm Bild von der Mutter, wenn ich denken müßt, daß du vor der Tür draußen bist?"

„Jo . . . die Mutter . . ."

Michel räusperte sich, als er die Worte sagte.

Sein Entschluß war nicht mehr so fest, und nach etlichem Hin- und Widerreden gab er nach.

(Fortsetzung folgt.)

Bunte Bilder vom Kasino.

Von Dr. **Herbert Schlieper.**

Zoppot, im August.

Zwölf Jahre sind verflossen, seitdem durch ein geschäftstüchtiges Konsortium, bestehend aus einem Schneider, einem Kellner und einem Zahnarzt, im Zoppoter Kurhause ein Spielklub gegründet wurde. Die Unternehmer gaben im Juli 1919 einer Anzahl geladener Gäste — Kaufleute, Agrarier, einzelne Offiziere der damals in Danzig in Garnison liegenden Regimenter und daneben auch einige Berufsspieler mehr oder minder zweifelhafter Art — ein den Zeitläuften entsprechendes, nicht gerade sehr opulentes Essen; dann begab mna sich in die beiden damals gemieteten recht anspruchslosen Nebenräume an die Spieltische. Ein Rittmeister von den Riesenburger Kürassieren ersteigerte die erste Bank für den Preis von 1000 Papiermark, und das Spiel begann.

Gespielt wurde in der ersten Zeit nur Baccarat. Das Spiel bzw. die täglichen Zusammenkünfte der Spieler hatten noch einen ziemlich internen Charakter. Die Spieler kannten sich, abgesehen von den stets wechselnden Badegästen, alle untereinander, und noch manchem, der damals die Spielsäle aufsuchte, wird es in Erinnerung sein, wie gar nicht selten der Gründer-Schneidermeister im Eifer des Gefechts seine Röllchen auf den Tisch stellte . . .

Gegenwärtig sind in drei Sälen Roulettetische aufgestellt, in einem anderen Saale wird Baccarat gespielt und in einem weiteren Saale Boule. Zwischendurch sind zeitweise auch andere Spiele gespielt worden wie Pferdchen, Poule Royale und Trente et Quarante, indessen kam man in kurzer Zeit von dem System der Vielgestaltigkeit wieder ab, da sich jeweils stets Spieler fanden, die die Chancen dieser Spielchen so gut auszunutzen verstanden, daß die Bank gewaltige Verluste erlitt.

Bei den anderen Spielen, die noch jetzt gespielt werden, ist es recht schwierig, der launischen Fortuna ein Lächeln abzuzwingen. Und von den vielen Tausenden, die im Laufe der Jahre dies in Zoppot versucht haben, sind es nur ganz wenige, die im Endergebnis einen Erfolg zu verbuchen hatten.

Überhaupt: Wer mit dem Gedanken hingeht, ausgerechnet dort Glücksgüter zu erwerben, wird wohl stets gar bitter enttäuscht werden. Das Roulette sowohl wie die Karten beim Baccarat haben nämlich die unangenehme Eigenschaft, daß sie immer anders schlagen, als der Spieler denkt. Und wenn einer wirklich einmal eine Glückssträhne hat, dann geht der Gewinn meist schon in der nächsten Stunde oder am folgenden Tage wieder dahin. Die große Kunst hier heißt „Aufhören zur rechten Zeit", und diese Kunst beherrscht eben fast niemand. Von Monte Carlo wird berichtet, daß einmal ein Spieler mit einem Gewinn von einer Million Goldfranken abgereist sei. Wer der größte Gewinner in Zoppot bisher gewesen ist, ist nicht bekannt. Aber soviel ist sicher: Einen wirklichen Gewinn wird nur der nach Hause bringen, der, nachdem er ihn eingeheimst hat, sofort abreist und das Spiel in Zukunft läßt. Sonst geht es ihm wie jenem Bewohner der Oststaaten, der in diesem Jahr in wenigen Stunden 90 000 Gulden gewann und mit seiner Beute schnurstracks von Zoppot abfuhr, in seiner Heimat alsbald aber wieder umkehrte und in Zoppot dann nicht nur den ganzen Gewinn, sondern auch noch ungezählte Tausende dazu „ans Bein band".

Einige wenige gibt es allerdings, die wirklich gewinnen! Das sind vor allem diejenigen, die sich mit einem geringen, vorher bestimmten Gewinn begnügen und, wenn sie ihn — oft nach stundenlangem schweren Kampfe — erlangt haben, unbekümmert um die etwaigen guten Chancen des Tages den heimischen Penaten zustreben. Manche Leutchen sollen es auf diese Weise angeblich verstehen, buchstäblich vom Jeu zu leben. Da ist zum Beispiel in Zoppot ein alter Offizier, der seit der Gründung des Unternehmens tagaus tagein seine Schritte in den Spielsaal lenkt und sich dort seine zwanzig Gulden „abholt". Und er lebt äußerlich ganz gut dabei, wenn ihm auch manchmal so gar nicht wohl zu Mute sein mag. Sicher kann er natürlich seiner Sache niemals sein, und wenn sein Betriebskapital einmal zur Neige geht, was dann?

Aber, wie gesagt, es gibt nur einige wenige, die überhaupt die Nerven besitzen, ein derartiges Leben auf die Dauer durchzuhalten. Für alle übrigen heißt es, die Gunst eines Augenblicks, einer Stunde, oder im Höchstfall eines oder mehrerer Tage auszunutzen. Und das Glück, das hier im Spielsaal noch seltener lächelt als sonst im Leben, ist meist nur denen beschert, die es nicht nötig haben. Da erschien z. B. vor wenigen Wochen ein Amerikaner, der die Waldoper besuchte, für einige Minuten im Spielsaal, gewann 9000 Gulden und verschwand, nachdem er beim Herausgehen noch seinen ihn begleitenden Freunden versichert hatte, daß er von seinem Zoppoter Aufenthalt außerordentlich befriedigt sei. Und noch ein anderer Fall dieses Sommers: Ein leicht angetrunkener Kavalier kommt nicht ganz sicheren Schrittes an den Tisch und wirft einen Zwanzigguldenchip — offenbar den einzigen, den er hat — auf Zero. Er gewinnt. Nun setzt er nochmal auf dieselbe Zahl, und zwar diesmal 50 Gulden. Und wieder gewinnt er. Worauf er 72 Gulden, den auf eine Einzelzahl zulässigen Höchstsatz, setzt. Auch jetzt mit dem gleichen Erfolge. Alles staunt. Er aber sagt nun: „Seht ihr, Kinder, so müßt ihr spielen! Zum Auto reicht's!" und geht mit Siegermiene mit seinem Gewinn von insgesamt ungefähr 5000 Gulden aus dem Saal. Lautes Gelächter begleitet ihn.

Lachen und Fröhlichkeit sind sonst sehr selten in diesen Räumen. Mit tiefem Ernst umlagern die Spieler die Tische. Mit Leichtigkeit übertönen die wie Kommandorufe wirkenden Ausrufe der Croupiers die leise Unterhaltung der meist so zahlreichen Menge.

Verhältnismäßig wenig Deutsche, in der Hauptsache Polen und andere Ausländer sind die Kunden der Bank. Zoppot ist in der Nachkriegszeit international geworden — anders jedoch, als es mancher Bewohner des Freistaates erwartet hatte, der in dem Klub ein im Interesse der Finanzen des Landes notwendiges Übel sah. Ein eigentlich elegantes Publikum wie in Monte Carlo, Ostende und anderen großen Spielorten ist im allgemeinen nicht zu sehen. Womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß nicht gelegentlich auch einmal Angehörige aus der Sphäre der Dollar- und wirklichen Fürsten auftauchen. So hat z. B. erst vor wenigen Tagen der Exkönig von Spanien hier sein Heil im Jeu versucht, wie man sagt, mit nicht geringem Erfolge.

Der Gefängnisarzt.

Skizze von **Brigitte von Arnim.**

„Es handelt sich um den Gefangenen Nr. 112, Herr Doktor", sagte der Wächter Schulz, neben dem Gefängnisarzt den langen Zellengang mit den vielen Türen hinabschreitend. „Heute früh ist er mit einem leichten Streifschuß eingeliefert worden. Der Polizeibeamte mußte wohl in Notwehr von seiner Waffe Gebrauch machen. Zuerst war Nr. 112 ganz munter. Auf einmal bekam er Fieber. Wird sicher halb so schlimm sein. Die Brüder kennen wir doch!" Der Wächter lachte. Es klang seltsam hohl und unheimlich in dem sonst menschenleeren Gang. — Dr. ten Hoven nickte nur; er ließ den anderen ruhig reden.

Dr. ten Hoven hatte einen schmalen, vornehmen Rassekopf, ein hochmütiges Gesicht mit schmalen Lippen, die sich nur ungern zu einer Antwort zu öffnen schienen, und kurz geschorenes, graumeliertes Haar, obgleich er noch gar nicht so alt sein konnte. Er erfüllte sein Amt untadelhaft und mit anerkennenswertem Geschick. Von den Sträflingen wurde er inbrünstig gehaßt, da seiner Aufmerksamkeit nicht das Geringste entging. Aber auch beim Klinikpersonal war ten Hoven merkwürdigerweise nicht beliebt. Es lag an seiner kühlen, ablehnenden Art, die jede Vertraulichkeit erstickte.

Von seinem Privatleben wußte man nicht viel. Er war mit einer gefeierten Schönheit verheiratet gewesen, die ihm dann plötzlich mit einem anderen durchging. Er sollte auch einen Sohn gehabt haben, einen hübschen, leichtsinnigen Strick, das ganze Ebenbild der schönen Mutter. Man nahm an, daß er gestorben war. Jedenfalls stand ten Hoven ganz allein in der Welt, mit der er innerlich bereits abgeschlossen zu haben schien. Sein Leben verlief in strenger Pflichterfüllung gleichmäßig und ohne Erschütterungen. Einmal war es reich gewesen an dunklen und bitteren Stunden. Und darum hatte sich das Herz des Dr. ten Hoven wohl verhärtet ...

Der Wächter Schulz schloß rasselnd die Zellentür auf und ließ den Arzt eintreten. Der schmale Raum war von heller Mittagssonne erfüllt, die sich unbekümmert durch das kleine vergitterte Fenster stahl. Ein Tisch und ein Stuhl standen am Fenster.

Nr. 112 lag ausgestreckt auf dem schmalen Bett an der Wand. Der Sträfling hatte das Gesicht zur Wand gekehrt und schien zu schlafen. Sein Atem ging kurz und unregelmäßig. Um die linke Hand trug er einen weißen Verband.

Dr. ten Hoven sah mit einem Blick, daß er hier keinen Simulanten vor sich hatte. Der Gefangene lag wahrscheinlich im Wundfieber. Schlimm brauchte es weiter nicht zu sein. Es war ein junger Mensch mit sympathischen, vielleicht etwas weichen Gesichtszügen und vollem, dunkelblondem Haar, das ihm weich in die hohe, auffallend gut geformte Stirn fiel. Er hatte nicht die Hände eines Arbeiters; sie waren gepflegt und weiß. Was mochte er getan haben? Dr. ten Hoven sah ihn forschend an.

In diesem Augenblick geschah es, daß der Kranke sich unwillig herumwarf, so daß der Arzt zum ersten Mal richtig sein Gesicht sah — das schöne, ein wenig leichtsinnige Gesicht eines noch sehr jungen Menschen.

Dr. ten Hoven richtete sich auf, strich sich mit einer unbewußten Bewegung über die Stirn, lächelte ... Es war ein unbeschreibliches Lächeln.

Dann ging er bis zur Tür. „Ob ihm schlecht ist?" dachte der Wächter Schulz verwundert. „Er sieht auf einmal so blaß aus." Aber es war wohl ein Irrtum.

„Melden Sie, daß der Kranke in die Klinik überführt wird, Schulz! Sofortige Operation ist notwendig. Er hat noch eine Kugel zwischen den Rippen stecken." Gemeinsam verließen sie die Zelle, die der Wächter wieder sorgsam hinter sich zusperrte.

Im Operationssaal hantierten emsig der Assistenzarzt und die beiden Schwestern. Der Gefangene Nr. 112 lag auf dem Operationstisch unter einem weißen Tuch, durch das sich seine hageren Glieder abzeichneten. Er war schon wieder ohne Bewußtsein.

Während ten Hoven sich die blitzenden Instrumente zurecht legte, beugte sich Dr. Wels, der Assistent, neugierig über den Patienten. Dann schüttelte er den Kopf. „Solch junger Bursche wieder! Was hat der noch für eine Zukunft, wenn er später aus dem Gefängnis kommt? Wäre es nicht das Beste, er bliebe unter dem Messer?" Er sah seinen Vorgesetzten fragend und Zustimmung erwartend an. Warum war der nur so zusammengefahren? Hatte ihn irgend etwas erschreckt? Dr. Wels wollte noch etwas hinzusetzen, aber ten Hoven hatte den Kopf zur Seite gewandt, daß man sein Gesicht nicht sehen konnte. Er schwieg ...

Der Gefängnisarzt betrat das kleine Zimmer, in dem der operierte Gefangene Nr. 112 lag. Draußen neigte sich ein schöner Tag dem Abend zu. Vor dem Fenster stand eine alte Platane, um deren Krone die letzten Sonnenstrahlen spielten. Es sah so friedlich aus.

Dr. ten Hoven atmete tief. Er zog sich einen Stuhl neben das Bett des Kranken, auf dessen Gesicht die Fieberröte jetzt einer tiefen Blässe gewichen war, und betrachtete dieses Gesicht — stumm, mit einer seltsamen Gier, einer rätselhaften Spannung, die auf irgend etwas zu warten schien. Das vom Tode gezeichnete Gesicht des jungen Menschen verfiel mit jeder Minute mehr. Es konnte nicht mehr lange dauern.

„Bin ich nun ein Mörder?" dachte ten Hoven plötzlich in einer seltsamen Verwirrung. Eine tiefe Falte bildete sich zwischen seinen Augen. Dann schüttelte er mehrmals den Kopf. Nein, es war gut so. Hatte nicht Wels selbst gemeint, daß es menschlich wäre? ... Er stützte den Kopf in die Hände. Wie müde er nur war! Müde — vom Leben. Es hatte ihm nichts geschenkt, wahrhaftig nicht! Dies war noch das Schwerste.

Als die Sonne von der Platane Abschied genommen hatte, erlosch auch die immer schwächer flackernde Lebensflamme des Gefangenen Nr. 112. Er war tot ...

Dr. ten Hoven stand auf. Er wollte dem Toten die Lider schließen. Aber plötzlich begann er zu wanken, ein Beben erschütterte ihn von Kopf bis zu Fuß, und dann fiel er vor dem Lager des jungen Menschen in die Knie, die langsam erkaltende Hand mit seinen beiden warmen Händen umschließend. Er ließ die Stirn darauf sinken. So verharrte er mehrere Minuten in rätselhafter Erschütterung.

Als er wieder aufstand, überströmten heiße, erlösende Tränen sein starres Gesicht; und das Lächeln, das sich darüber breitete, war das eines Siegers, dem das Leben nichts mehr anhaben kann, weil es ihm das Schwerste bereits angetan hat.

Jetzt ging ten Hoven zum Tisch. Er goß ein Glas mit Wasser voll, zog ein Schächtelchen aus der Tasche und schüttete seinen Inhalt, ein unscheinbares, weißes Pulver, in das Glas. Nachdem er dies mit einem Zuge ausgetrunken hatte, setzte er sich wieder auf seinen Platz neben dem Lager des Toten. Er war vollkommen ruhig ...

Als die Oberschwester eine Stunde später nach ihrem Patienten sehen wollte, fand sie diesen bereits verschieden. Auf einem Stuhl daneben, ein wenig zur Seite gesunken, so daß er halb über dem jungen Menschen lag, saß der Gefängnisarzt. Auch er war tot. Sein Gesicht trug einen unsagbar friedlichen Ausdruck.

Auf dem Tisch aber lag ein Zettel, aus einem Notizbuch gerissen, wenige Worte mit Bleistift darauf: „Ich möchte neben meinem S o h n begraben werden."

Der Gefangene Nr. 112 hieß — Jaap ten Hoven.

Lustige Rundschau



* **Kein gutes Mittel.** Mary: „Man sagt allgemein, daß der Genuß einer Zwiebel jeden Tag den Doktor fernhält!"

Kitty: „Das ist richtig; aber was nützt das, wenn sie auch die anderen Männer fernhält!"

*

* **Ein Rat.** „Fred!" schreit die junge Frau, die zum erstenmal ihr Auto fährt. „Ich kann den Wagen nicht halten!"

„Bremsen! Bremsen!"

„Ich kann nicht — die Bremsen fassen nicht!"

„Na, dann fahr' wenigstens gegen was Billiges!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.